

Wie das Alterszentrum Wengistein in Solothurn mit der Pandemie umgeht

«Wir versuchten und versuchen, den Alltag aufrechtzuerhalten»

Wie geht eine Alters- und Pflegeinstitution mit der Covid-19-Krise um? Im Solothurner Alterszentrum Wengistein musste sich Zentrumsleiter Hansruedi Moor* in den vergangenen zehn Monaten immer wieder neuen Herausforderungen stellen. Und die Situation hält an.

Von Urs Tremp

Als im vergangenen Februar in der Südschweiz die Coronapandemie von Italien her auch in unser Land einzudringen drohte und als dann tatsächlich erstmals Infektionen auch in der Schweiz festgestellt wurden, da vermutete Hansruedi Moor, dass auf unser Land «etwas Grosses» zukommen werde. Wie gross die Sache würde, das wusste er allerdings noch nicht. Doch vorsorglich reagierte er. Anfang Februar rief er sein Kader zusammen und aktivierte den Krisenstab: «Wir wollten gewappnet sein.»

Fast zehn Monate später, im November, weiss der Leiter des Alterszentrums Wengistein in Solothurn, dass die Sache sich als noch viel grösser erwies, als er es sich je hätte vorstellen können: «Ich bin bis heute fast etwas entsetzt über das Ausmass der Krise. Es ist wirklich dramatisch.» Immerhin: Bislang hat Moor sein Zentrum coronafrei halten können. Knapp 100 betagte Mitmenschen mit einem

*Hansruedi Moor, 62, ist ausgebildeter diplomierter Sozialpädagoge und Gerontologe. Seit 25 Jahren leitet er das Alterszentrum Wengistein in Solothurn.

Durchschnittsalter von 92 Jahren leben im Alterszentrum Wengistein. 160 Mitarbeitende arbeiten voll- oder teilzeitlich im Zentrum. Rund 80 Freiwillige ergänzen das festangestellte Personal – im Normalfall. Doch der Normalfall waren die vergangenen zehn Monate nicht. Die Freiwilligen wurden sofort angewiesen, zu Hause zu bleiben, nachdem der Bundesrat am 13. März den Lockdown verkündet hatte. Das Zentrum wurde auf Weisung des Solothurner Gesundheitsamtes geschlossen.

Herr Moor, haben Sie im Februar geahnt, dass die Coronapandemie herausfordernder wird als alles, was Sie bisher an Herausforderungen haben bewältigen müssen?

Hansruedi Moor: Nein, so etwas habe ich mir nie vorstellen können. Hätte mir vor einem Jahr jemand gesagt, was auf uns zukommen wird, hätte ich es als Panikmache abgetan. Ich bin inzwischen 40 Jahre im Sozial- und Gesundheitswesen und seit 25 Jahren im Wengistein tätig. Ich habe in dieser Zeit viele Entwicklungen und Herausforderungen erlebt. So etwas aber noch nie.

Wie hat sich der Lockdown ganz konkret auf das Alterszentrum ausgewirkt?

Ein Grossteil der Personalressourcen – vor allem im Kader und bei den Stabsstellen – ist seit der Schliessung des Zentrums im März ausschliesslich coronagebunden. Interne Projekte, Entwicklungsarbeiten – alles musste zurückgestellt werden. Bevor die Krise anfang, waren wir ein stadtbekanntes Zentrum, ein Treff-

punkt vor allem für die älteren Menschen. Und wir veranstalteten ein Kulturprogramm. Das mussten wir alles auf praktisch null herunterfahren. Die Freiwilligen, normalerweise ein unschätzbare Segen für das Haus, sind seit dem 13. März nicht mehr hier. Wir hatten ein florierendes A-la-carte-Restaurant. Auch dieses: heruntergefahren und für externe Gäste ausser

«So etwas wie die Coronapandemie hätte ich mir zuvor nie vorstellen können.»



Hansruedi Moor, Leiter des Alterszentrums Wengistein in Solothurn:

«Die Angst, sie könnten das Virus ins Haus tragen, war und ist für die Mitarbeitenden eine Belastung.»

Foto: Solothurner Zeitung

für einige Angehörige geschlossen. Wir hatten stark ausgebaut Strukturen für die Zusammenarbeit mit Angehörigen – alles auf Eis gelegt. Wir hatten ein Tageszentrum. Auch dieses: geschlossen. Das Risiko, dass etwas eingeschleppt wird, ist zu gross. Ganz pauschal gesagt – und das ist für das Zentrum wirklich nicht einfach: Wir wurden weit zurückgeworfen in der Entwicklung des Hauses, in den Dienstleistungen, die wir anbieten möchten.

Für genau 106 Tage blieb das Alterszentrum geschlossen. Der Frühling ging vorbei, der Sommer kam. Das Gartenrestaurant im Wengistein wurde zur geschützten Insel ausgebaut, einem gut 1000 Quadratmeter grossen Aussenbereich, in dem sich die Bewohnerinnen und Bewohner jederzeit frei bewegen konnten. Auch das Restaurant blieb für den internen Besuch offen. Ein im August veröffentlichter «Rechenschaftsbericht» des Alterszentrums zur 106-tägigen Schliessung hält fest: «Unser Grundsatz war: BewohnerInnen aktiv halten, gute Stimmung verbreiten, Angebote machen und zwar täglich, von Montag bis und mit Sonntag. Depressive Stimmungen verhindern mit allen Möglichkeiten, die uns zur Verfügung standen. Die therapeutischen Dienste, zusammen mit Zugewandten, haben hier bedürfnisorientiert und situativ gearbeitet.»

Vorbereitend hatte das Zentrum die Lager des Hauses mit Schutzmasken, Schutzausrüstungen und Desinfektionsmitteln

gefüllt. Auch eine Isolierstation mit vier Betten wurde eingerichtet. Sie musste während der ersten Welle nicht aktiviert werden.

Wie erklärten Sie den Bewohnerinnen und Bewohnern, aber auch den Angehörigen die Corona-Massnahmen, die im Frühjahr im Wengistein ergriffen wurden?

Schon bevor sich zeigte, dass die Krise sehr ernst werden würde, hatten wir intern und extern informiert – auch darüber, dass eine Schliessung des Hauses nicht ausgeschlossen werden könne. Ganz wichtig war, dass die Gesundheitsbehörden des Kantons Solothurn schon früh auf uns zugekommen sind und gesagt haben, dass wir auf alles gefasst sein müssen und uns auch darauf vorbereiten sollen. Das hat uns geholfen, die interne und externe Kommunikation fundiert aufzubauen. Ob sie von allen und überall verstanden und die Massnahmen mitgetragen wurden, ist schwer zu sagen. Wir haben uns aber bemüht, alle Beteiligten vorzubereiten auf etwas noch nie Dagewesenes.

Wie gut war denn die Zusammenarbeit, die Koordination mit den Gesundheitsbehörden in der Krise?

Schon ganz am Anfang der ersten Welle und als wir das Haus auf Weisung des Gesundheitsamtes schlossen, war die Zusammenarbeit für uns sehr wertvoll. Wir wurden mit Informationen, mit Ratschlägen, Leitlinien und zum Teil auch Weisungen

«Wir bemühten uns, alle Beteiligten auf etwas noch nie Dagewesenes vorzubereiten.»

>>



Alterszentrum Wengstein während des Corona-Lockdowns im Frühjahr:

«Pauschale Isolation und Einsperrung sind für uns aus ethischer und moralischer Sicht undenkbar.»

Foto: Alterszentrum Wengstein

beliefert. Wir fühlten uns verstanden und getragen. Im Lauf der Krise wurde das Bundesamt für Gesundheit BAG zu einem wichtigen Ansprechpartner. Auch was von Curaviva kam, war für uns sehr wichtig. Da fühlten – und fühlen wir uns immer noch – kompetent begleitet. Der Verband ist mit seinen Aussagen, Beratungen und Empfehlungen der Heimszene am nächsten. In unserem Haus haben wir vieles adaptieren und umsetzen können.

Wie verständnisvoll waren und sind die Angehörigen?

Wir haben verschiedene Phasen erlebt. Als die Heime überall geschlossen wurden, war der Grundtenor etwa so: Traurig zwar, aber da müssen wir nun halt durch, allzu lange dürfte die Sache ja nicht gehen. Da wir aber ahnten, dass die Krise so schnell nicht durchgestanden sein wird, begannen wir die Angehörigen mit 14-täglichen Rundbriefen zu informieren. Das haben wir bis heute beibehalten. Wir informieren, was in unserem Haus läuft, wie es den Bewohnenden geht. Wir organisierten Telefonaktionen, richteten für die Bewohnerinnen und Bewohner Skype-Verbindungen ein und stellten schon früh geschützte Besuchsmöglichkeiten zur Verfügung. Das hat ziemlich gut zumindest über die erste Hälfte der ersten Welle hinweggetragen. Auch von der Zentrumsleitung her versuchten wir zumindest virtuell für die Angehörigen jederzeit Ansprechpartner zu sein.

In den Zeitungen, in Radio und Fernsehen wurde bald einmal der Vorwurf erhoben, in den Heimen würden die Menschen eingesperrt, sie lebten in völliger Isolation – ohne Kontakte und ohne sinnvolle Tagesstrukturen.

Wir hatten tatsächlich nur ganz, ganz wenige Angehörige, die so dachten. Aber selbstverständlich mussten wir uns auch mit Kritik und Unverständnis von Seiten der Angehörigen auseinandersetzen.

Und wie reagierten Sie darauf?

Wir haben uns Zeit genommen, um zuzuhören. Wir legten aber auch dar, dass und wie wir alles Menschenmögliche unternahmen, um Kontakte in geschütztem Rahmen aufrechtzuerhalten,

den Bewohnenden in unserem Haus einen schönen Alltag zu bieten, sie einzubetten in der Hausgemeinschaft. Angehörigen, die nicht einverstanden sind mit unseren Massnahmen, empfehlen wir, sich beim Kantonsarzt zu melden. Dieser sei die nächste Anlaufstelle für massive Kritik und Anträge. Aber ich sage es noch einmal: Die grosse Mehrheit der Angehörigen bedauerte zwar, dass das Haus geschlossen blieb. Aber praktisch alle hatten Verständnis dafür.

Das zeigt auch, wie wichtig es war und ist, dass wir dauernd und unmittelbar informieren. So können sich die Angehörigen ein Bild machen, wie es der Mutter oder dem Vater, der Grossmutter oder dem Grossvater bei uns geht. Unsere Botschaft an die Angehörigen war und ist immer: Habt keine Angst – die Menschen hier sind nicht eingesperrt, sie sind nicht isoliert. Wir versuchten die ganze Zeit und tun es weiterhin, den Alltag im Zentrum aufrechtzuerhalten. Pauschale Isolation und Einsperrung sind für uns aus ethischer und moralischer Sicht undenkbar. Im Gegenteil: Die Bewohnenden hatten während der ersten Welle das ganze Haus einmal für sich, konnten sich so frei darin bewegen wie sonst kaum. Niemand wurde in seinem Zimmer isoliert. Das Restaurant war offen, im Sommer auch das Gartenrestaurant. Dank unseren Informationen be-

«Wir mussten uns auch mit Kritik und dem Unverständnis von Angehörigen auseinandersetzen.»

kamen das die Angehörigen auch mit. Und praktisch alle waren froh und dankbar für das, was wir taten.

Hansruedi Moor weiss, dass er ohne ein Team, das bereit ist, auch Ausserordentliches zu leisten, nicht durch die vergangenen zehn Monate gekommen wäre. Er hatte auch Glück: Es gab im Wengistein nicht wie in anderen Institutionen grosse Personalausfälle. «Die Dienstpläne», hält der Rechenschaftsbericht vom August fest, «konnten jederzeit eingehalten werden.» Stabsleute, die vor der Pandemie vorwiegend mit Assistenz- und Koordinationsaufgaben betreut waren, wechselten an die Basis zu den Bewohnerinnen und Bewohnern. Wie die Angehörigen wurde auch das Personal per Mail und in speziellen Rundbriefen kontinuierlich auf dem Laufenden gehalten.

Welches waren denn für das Personal die besonderen Herausforderungen?

Sowohl während der ersten als auch jetzt in der zweiten Welle war für die Mitarbeitenden die Angst eine Belastung, sie könnten das Virus ins Haus tragen. Niemand wollte der oder die sein, die oder der die Krankheit ins Haus bringen würde. Man wusste ja von anderen Institutionen, was dies bedeuten kann. In persönlichen Gesprächen mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wurde diese Angst immer wieder thematisiert. Gerade für die jüngeren Menschen beim Personal hatte die Arbeit hier ganz direkt Auswirkungen auf das Freizeitverhalten. Wir machten diese Leute auch darauf aufmerksam, dass gewisse Dinge jetzt nicht mehr gehen würden.

Haben sich die Mitarbeitenden auch daran gehalten?

Dass wir bis anhin keine Fälle von Covid-19 hatten in unserem Haus, spricht dafür. Wir schreiben unser Personal zweimal monatlich privat an und informieren über die Situation. Wir kommunizieren die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse und weisen auch darauf hin, wo es Risiken und Gefahren gibt, welche Hygienemassnahmen besonders wichtig sind und so weiter. Das wird nicht nur geschätzt, sondern auch ernst genommen. Zudem haben wir unsere Wertschätzung mit Gratiszünli

und mit Prämien ausgedrückt. Was solche Gesten bewirken, darf nicht unterschätzt werden. Sie sind sehr, sehr wichtig.

Die Schliessung im Frühjahr und Frühsommer hatte auch betriebswirtschaftliche Konsequenzen. Restaurant und Tageszentrum, die geschlossen werden mussten, verzeichneten allein bis Ende Juni eine Umsatzeinbusse von 250 000 Franken. Für 15 Personen wurde Kurzarbeit angemeldet, Pensen in bestehenden Verträgen mussten flexibilisiert werden. Verschiedene Mitarbeitende mussten als Teil einer vulnerablen Gruppe im Homeoffice arbeiten.

Am 23. Juni schliesslich wurde der Lockdown im Alterszentrum gelockert. Seither sind Besuche wieder möglich – unter Einhaltung von strengen Schutzbestimmungen. Eine erneute Schlies-

sung will man unter allen Umständen vermeiden. «Eine Totalschliessung inklusive Besuchsverbot von 106 Tagen kann kein Modell von künftigen Pandemiebewältigungen in Alters- und Pflegeheimen darstellen», kommt der Rechenschaftsbericht nach den Erfahrungen während der ersten Welle zum Schluss.

Und wie haben eigentlich die Bewohnerinnen und Bewohner die Zeit zwischen März und Juni

erlebt? Der Rechenschaftsbericht zitiert Aussagen, die sich zwischen Fatalismus, Dankbarkeit und Verzweiflung bewegen: «Wir mussten die Schliessung annehmen, um gesund zu bleiben – es gab keine Alternative.» «Gottlob war das Wetter gut, wir konnten schöne, sonnige Tage erleben.» «Wir konnten raus in den Garten und waren so nicht drinnen eingeschlossen.» «Es war für viel Abwechslung gesorgt mit all den Aktivitäten.» «Schrecklich war, dass ich meine Tochter so lange nicht sehen konnte.» «Es war furchtbar, wie im Gefängnis. Wir konnten nicht raus, waren eingesperrt, immer im gleichen Raum. Die Freiheit, das Draussensein, das Beobachten von fremden Personen fehlte. Es war furchtbar.»

Wie haben Sie, Herr Moor, die Bewohnerinnen und Bewohner während der letzten zehn Monate erlebt?

Wir haben am 13. März, als wir das Haus schlossen, sofort die ganze Bewohnerschaft zusammengerufen und mitgeteilt, was passiert ist. Einige der Menschen haben geweint, sie konnten

>>

«Wir haben immer sehr ehrlich kommuniziert und nie Versprechungen gemacht.»

es nicht glauben. Wichtig war, dass die Bewohnerinnen und Bewohner trotz dieser unglaublichen Massnahme spürten, dass wir nun zusammenstehen und die Krise gemeinsam durchstehen müssen. Dieses Gemeinschaftsgefühl war sehr wichtig, um durch diese Zeit zu kommen. Es kamen dann sehr schnell sehr viele Detailfragen – zu externen Coiffeur- oder Zahnarztterminen etwa. Das haben wir einzeln abgearbeitet und Alternativen angeboten. Da spürten wir, dass die Menschen sich sicher zu fühlen begannen und erfuhren, dass sie nicht allein gelassen werden. Hätten wir einfach dichtgemacht und uns nicht mehr um die Alternativen gekümmert, wäre die Stimmung wohl schnell gekippt.

Und sie kippte auch nicht, als sich abzeichnete, dass die Sache so schnell nicht durchge- standen sein wird?

Wir haben immer sehr ehrlich kommuniziert, dass auch wir nicht wissen, wie sich die Pandemie entwickelt. Wir haben nie Versprechungen gemacht, dass es in zwei oder drei Wochen so und so aussehen werde. Wir haben vielmehr von Tag zu Tag sehr pragmatisch entschieden. Und wir haben jede Woche am Freitag eine Informations- und Frageveranstaltung durchgeführt und die Zentrumsbewohnerinnen und -bewohner in unsere Entscheidungen mit einbezogen. Ich war immer wieder erstaunt, welche Fragen und Stellungnahmen kamen und wie wichtig diese für unsere eigenen Entscheidungen war.

Eine schlechte Stimmung ist im Wengistein nie aufgekommen?

Tatsächlich waren die Bewohnerinnen und Bewohner sehr dankbar, dass sie mit einbezogen wurden. Sie schätzten, dass wir jeden Tag intern weitere und neue Aktivitäten anboten. Wir waren und sind uns bewusst: Wenn die Stimmung kippt, haben wir ein massives Problem.

Das ist bislang auch in der zweiten Welle nicht passiert?

Nein, das ist bisher nicht passiert. Aber wir verspüren auch bei uns – wie überhaupt in der Gesellschaft – eine gewisse Coronamüdigkeit.

Ist denn Corona bei den Bewohnerinnen und Bewohnern überhaupt noch ein Gesprächsthema?

Es ist das Thema Nummer eins. Ausser bei den Menschen mit einer demenziellen Erkrankung sind die Bewohnerinnen und Bewohner gut über die Pandemie informiert. Sie schauen Fernsehen, lesen Zeitung und wissen sehr wohl Bescheid über die Coronakrise. Und darüber wird mit den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern auch geredet. Und nicht zu unterschätzen ist die soziale Kontrolle. Da wird etwa genau geschaut, ob die anderen ihre Hände auch desinfizieren.

Fachleute haben immer damit gerechnet, dass es zu einer zweiten Welle kommt, und dass diese Welle noch massiver ausfallen könnte als die erste. Sie haben in Ihrem Rechenschaftsbericht im August mögliche Entwicklungen skizziert.

Die pessimistischste ist eingetroffen. Hat man sich im Sommer genügend gut darauf vorbereitet?

Ich mag nicht einstimmen in die Kritik am Bundesrat und an

den kantonalen Behörden, diese hätten den Sommer verschlafen. Man hat sich vorbereitet auf diese zweite Welle. Dass sie kommen würde, damit rechneten ja fast alle Experten. Man wusste allerdings nicht, wann und in welcher Intensität sie kommen würde. Aber es ist doch ganz einfach: Hinterher ist man immer gescheiter. Da fällt es leicht zu kritisieren. Ich finde aber: Massive Versäumnisse gab es nicht. Für unser Haus war wichtig, die Erfahrungen und Lehren aus der ersten Welle ins Verhalten während der zweiten Welle einfließen zu lassen.

Konkret?

Wir wussten nun, wie man sich noch besser schützen kann, wie persönliche Kontakte gefahrloser möglich sind. Das erlaubt uns, das Zentrum offenzuhalten. Schliessen würden wir es erst, wenn eine Schliessung von den Behörden angeordnet würde. Aber wir haben während der ersten Welle erfahren, welche psychischen Auswirkungen es hat, wenn

Menschen andere und nahestehende Menschen nicht mehr unmittelbar treffen und mit ihnen Kontakt haben können. Das wollen wir unter allen Umständen vermeiden. Wir wollen Normalität aufrechterhalten. Und wir wissen jetzt, welche Schutzkonzepte dafür notwendig sind. Auch wenn der Aufwand riesig ist: Wir wollen das nun durchziehen.

Sie befürchten nicht, dass die Krankheit doch noch ins Haus getragen wird?

Diese Befürchtung haben wir jeden Tag. Und das ist eine Belastung – eine Belastung, die eher zu- als abnimmt. Denn allen Schutzkonzepten zum Trotz: Es braucht auch das Quäntchen Glück, um verschont zu bleiben. In Institutionen, wo das Virus grassiert, hat man nicht schlechter gearbeitet. Man hatte einfach das Quäntchen Glück nicht, wie wir es bislang hatten.

Für den Fall der Fälle hätten Sie im Alterszentrum Wengistein Konzepte?

Wir müssen seit Beginn der Krise damit rechnen und uns entsprechend vorbereiten. Wie wir reagieren würden, das haben wir schon mehrfach gedanklich und mit dem Personal vor Ort durchgespielt.

Welches sind für das Zentrum die Herausforderungen in unmittelbarer Zukunft – in den nächsten Wochen?

Ganz eindeutig, dass wir coronafrei bleiben. Das ist unser Ziel. Dafür unternehmen wir alles, damit wir uns keine Vorwürfe machen müssen, wenn doch etwas passiert. Es ist nach wie vor eine riesige Herausforderung. Die Bewohnerinnen und Bewohner bei uns sind im Durchschnitt 92 Jahre alt. Wenn das Virus einmal hier drin ist, ist das eine Katastrophe. Das wollen wir nicht. Und das ist und bleibt die Herausforderung.

Wie zuversichtlich sind Sie, dass wir zumindest die nächsten Ostern wieder normal feiern können?

Ich kann keine Prognose machen. Wir wünschen uns, dass wir dannzumal zumindest etwas freier sind, dass zum Beispiel wieder einmal ein Konzertchen stattfinden kann. Planen aber kann ich nichts. Und ich muss zugeben: Extrem optimistisch bin ich nicht. ●

«Ich mag nicht einstimmen in die Kritik, die Behörden hätten den Sommer verschlafen.»